

Oral History und Narrative Theorie: Vom Erzählen lernen

Nicole L. Immler

1. Die Kunst des Zuhörens und „beyond“

Der Status der Oral History hat sich in den letzten Jahren deutlich verändert. Aus einer Methode aktivistischer Geschichtsforscher*innen, die sich am Rande der Geschichtswissenschaften bewegten, um „Geschichte von unten“ zu schreiben, um jenen eine Stimme zu verleihen, die keine hatten, hat sich mittlerweile eine respektierte Wissenschaftsdisziplin entwickelt. Ein paar Klicks im Internet machen deutlich: Wachsende Oral History-Archive weltweit beherbergen abertausende von Interviews, insbesondere zur Gewaltgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts ebenso wie zur Sozialgeschichte verlorener wie gegenwärtiger „alternativer“ Lebenswelten. Das digitale Zeitalter macht viele dieser Interviews öffentlich zugänglich. Doch welche Herausforderungen ergeben sich daraus für Wissenschaft und Lehre? Angesichts der Vielzahl zugänglicher Interviews beschleicht mich eine gewisse Ohnmacht und die beunruhigende Frage: Haben die Sammlungen den politischen Effekt bewirkt, den man sich von ihnen versprochen hatte, nämlich den einer demokratisierenden Geschichtsschreibung? Oder ist Oral History vor allem eine Strategie des Sammelns und Archivierens für den Historiker/die Historikerin der Zukunft geworden? Wird über Benutzungspolitiken und -praktiken genug gesprochen bzw. werden die Stimmen gehört?

Oral History folgt dem demokratischen Ideal, dass jeder und jede eine Stimme haben sollte. Zuhören ist die Kunst der Oral History. Doch Zuhören ist nicht genug. Der Soziologe Hartmut Rosa beschrieb „die hörende Gesellschaft“ als eine Gesellschaft, in der „die Resonanz die Essenz des Gemeinwohls“ ist.¹ Menschen möchten nicht nur gehört werden, sondern auch erfahren, dass ihre Stimme etwas bewirken kann. Sie möchten das Gefühl bekommen, dass sie die Welt, in der sie leben, mitgestalten. Im Zentrum steht dabei die Definition des „common good“ als eine Resonanzbeziehung. Welche Impulse geben die Interview-Datenbanken den gesellschaftlichen Debatten? Und welche der universitären Lehre? Um die letzte Frage geht es in diesem Aufsatz.

„Das schönste Studium ist der Mensch“ – so lautet das Motto der Universität für Humanistik in Utrecht.² Hier steht der Mensch im Zentrum von Lehre und Forschung. Oral History, so könnte man sagen, entspricht daher ganz dem Wesen dieser Universität. Ich selbst unterrichte dort das Fach „Narrative Research and Oral History: Theory, Method and Practice“. In meinem Seminar sprechen Zeitzeugen und Zeitzeuginnen,

1 Symposium „The art of listening: Deaccelerating Our Way of Life“, Universität für Humanistik, Utrecht, 30.1.2019.

2 Die Universität für Humanistik (UvH), gegründet 1989, steht gleichwertig neben anderen weltanschaulichen Universitäten, wie der protestantischen Freien Universität in Amsterdam (VU) oder der Katholischen Universität Tillburg.

doch keiner ist persönlich anwesend; sie sprechen durch ihre Egodokumente und Interviews aus digitalisierten Oral History-Sammlungen zu den Studierenden.

Der kurze Satz „a meaningful life in a just society“ umschreibt das breite Spektrum der Lehre und Forschung dieser kleinen, doch einzigartigen Universität für Humanistik am besten. Die humanistische Tradition, Humanismus als Weltanschauung und humanistische Studien als multidisziplinärer Ansatz sind leitend. Eines der Ziele ist es, zur Entwicklung einer gerechteren Gesellschaft beizutragen, in der alle ein sinnvolles Leben führen können – davon ausgehend, dass Fragen nach Sinn und Gerechtigkeit für jeden Menschen von existenzieller Bedeutung sind. Gleichzeitig stellt sich die Frage: Was genau ist sinnvoll oder gerecht und für wen? Charakteristisch ist der explizit normative Ansatz, nämlich die Überzeugung, dass Theorie und Praxis zusammengehören. Es reicht nicht aus, Einsichten über Humanisierungsmöglichkeiten zu gewinnen, sondern die alltägliche Praxis soll humanisiert werden. Der Praxisbezug in der Lehre orientiert sich auch an den zukünftigen Arbeitsfeldern unsrer Absolventen und Absolventinnen. Viele arbeiten im Bereich der humanistischen Seelsorge in öffentlichen Einrichtungen wie der Armee, im Krankenhaus oder Gefängnis, aber auch im Verteidigungs- oder Sozialministerium, im Gesundheitswesen und in Pflegeeinrichtungen sowie sensiblen gesellschaftlichen Bereichen, zum Beispiel in Obdachlosenheimen oder Asylzentren, oder im Bildungsbereich. Kennzeichnend für die Ausbildung ist die institutionalisierte Interdisziplinarität durch die Kombination von geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung und ihrer Methoden. Ausgebildet in beidem, entscheiden sich die meisten Studierenden für einen qualitativen Zugang für ihre Abschlussarbeit.

Qualitative Interviews sind bei den Studierenden im Bachelor-, PreMaster und Masterprogramm wie auch in der Doktoratsausbildung (PhD-Graduate School) beliebt und werden häufig als Methode gewählt. Schließlich sind Interviews eine der zentralen Methoden, um Menschen zuzuhören und neues Wissen zu generieren, gerade dort, wo noch wenig nachgefragt wurde. Die Interviews, die im Rahmen der Qualifizierungsarbeiten entstehen, werden zusammen mit den Metadaten und der Einverständniserklärung seit 2019 in einer universitätsinternen Datenbank archiviert, um sie für eine Sekundärauswertung nutzen zu können. Während Interviewführung Bestandteil der allgemeinen Methodenausbildung ist, fokussiert je ein Kurs im Bachelor- bzw. Masterprogramm auf Oral History als Methode. Diesen unterrichte ich. Zeigen möchte ich im Folgenden, welche Lehrinhalte darin vermittelt werden. Zudem möchte ich der Debatte über das „Re-Using“ von Oral History einen Impuls geben. Denn schließlich ist wenig bekannt darüber, wer diese mit viel Geld, Mühe und Arbeit aufgebauten Datenbanken verwendet.

Seit mehr als zehn Jahren führe ich intergenerationelle lebensgeschichtliche Interviews mit Personen, die die Gewalt des 20. Jahrhunderts miterlebt haben, und ihren Familien: Es geht um Erfahrungen mit dem Zweitem Weltkrieg, dem Holocaust und der Kolonialgeschichte sowie um die dazu gehörenden Themen „Anerkennung“, „Entschädigung“ und „Wiedergutmachung“. Viele meiner Interviews sind in öffentlichen Datenbanken archiviert; in der Mediathek in Wien und bei DANS (Data Archiving Net-

worked Services), dem Archiv der Königlichen Niederländischen Akademie der Wissenschaften in Den Haag.³ Beide Institute ermutigen Forscher und Forscherinnen, ihre digitalen Forschungsdaten zu archivieren, sodass sie auffindbar, zugänglich und wiederverwendbar sind. Doch ich frage mich: Wer arbeitet mit den von mir geführten Interviews und auf welche Weise? Durch die universitäre Lehrveranstaltung bekomme ich einen Eindruck davon, was Studierende an den Interviews und den entsprechenden Datenbanken interessant und nützlich bzw. belanglos und problematisch finden.

2. Die Lehrveranstaltung: Narrative Theorie und Oral History

„Narrative Research und Oral History: Theorie, Methode und Praxis“ heißt die von mir betreute Pflichtlehrveranstaltung im zweiten Jahr des dreijährigen Masters Humanistik (7.5 ECTS).⁴ Da die Studierenden im darauffolgenden Jahr ihre Masterarbeit schreiben, ist dieses Methodenseminar wichtig für die Vorbereitung auf die Abschlussarbeit. Es geht darum, so etwas wie Forschergeist zu wecken, vor allem aber darum, die Fähigkeit zur Analyse und zum wissenschaftlichen Schreiben zu entwickeln. Es reicht nicht mehr, durch Lektüre der vorliegenden Literatur Kenntnisse zu einem Thema zu sammeln, sondern es geht darum, theoretische Konzepte anzuwenden, um ein ausgewähltes Thema tiefergehend analysieren zu können. Und nicht zuletzt sollen die Ergebnisse dieser Analyse in Form eines kurzen wissenschaftlichen Artikels niedergeschrieben werden.

Die Lehrveranstaltung kombiniert eine Vortragsreihe, vier einführende Vorlesungen, mit daran anschließenden Forschungspraktika, die vor allem aus der selbstständigen Durchführung kleiner Studien bestehen, die durch Arbeit in Gruppen wie auch Feedbacks in Tutorials unterstützt werden. Zu Beginn werden Arbeitsgruppen aus je zwei Personen gebildet, die zudem eine Parallelgruppe auswählen. Die Viererteams unterstützen sich im Laufe des Kurses mittels eines Peer Review-Verfahrens. Drei Arbeitsaufträge sind zu erfüllen: zwei Gruppenarbeiten (zu den Genres Egodokument und Interview) und eine individuelle Abschlussarbeit (zum Genre Dokumentarfilm) in der Form einer kurzen wissenschaftlichen Arbeit. Es besteht Anwesenheitspflicht, und alle drei Arbeitsschritte müssen positiv beurteilt sein, um den Kurs abschließen zu können.

In der ersten Vorlesung („Narrative turns and narrative research“) wird der Ansatz der narrativen Erzählforschung erläutert. Ein historischer und chronologischer Überblick über die diversen *narrative turns* seit den 1950er Jahren vermittelt den Studierenden einen Eindruck davon, wie sich narrative Forschungsfragen in den unterschiedlichen Disziplinen – etwa Literatur, Psychologie, Medizin, Geschichtswissenschaft, Soziologie – unterscheiden. Damit werden zugleich die Grenzen der jeweiligen Ansätze diskutiert (Hyvärinen 2010). Dann werden Egodokumente bzw. Selbstzeugnisse als Quelle vorgestellt. In einem Video erklären Rudolf Dekker und Arianne Baggerman, die Doyens der niederländischen Egodokumente-Forschung, welchen Wert diese autobiographischen Quellen gegenüber anderen Archivalien bieten (Baggerman/Dekker

3 Während die Mediathek besucht werden muss, um Einblicke in die Interviews zu erhalten, macht DANS in einem Online-Archivierungssystem die Interviews samt Transkripten und Metadaten für registrierte Benutzer*innen online zugänglich (vgl. Immler 2017).

4 Dieses Fach wurde einst von Froukje Pitstra entworfen, später von mir fokussiert.

2004).⁵ Im anschließenden Praktikum suchen die Arbeitsgruppen ein Egodokument in online-Archiven oder Bibliotheken aus und unterziehen es einer narrativen Analyse.

Der zweite Teil des Kurses beginnt mit einer Vorlesung („Life story as construction“), in der verschiedene Theorien zur Erzählforschung und Oral History vorgestellt werden. Die Studierenden haben sich zuvor anhand vorgegebener Texte mit dem Thema vertraut gemacht. Nun steht die Lebensgeschichte als solche im Mittelpunkt und wie sie vom Erzähler bzw. der Erzählerin narrativ konstruiert wird. Im anschließenden praktischen Teil präsentiert ein Teil der Studierenden die von ihnen ausgewählten Ego-dokumente und schlägt mittels einer passenden narrativen Theorie eine Interpretation der Quelle vor. Zunächst kommentiert das die Peer Review-Gruppe, dann die anderen Studierenden. Das Feedback soll den Studierenden helfen, ihre Analysefähigkeit sowie ihre Selbstreflexion zu verbessern.

Im dritten Teil bietet die Vorlesung („Oral History“) eine Einführung in die Entstehungsgeschichte der Oral History als Disziplin und als Forschungsmethode, gezeigt an den Themen Holocaust und Trauma. Denn die Geschichte der Oral History ist nicht nur mit der Bewegung der „Geschichte von unten“ oder der „Micro-histoire“ eng verbunden, sondern in den Niederlanden auch mit der „Karriere“ des Begriffs Trauma im Kontext eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses, nachdem die Vergangenheit auf individueller wie kollektiver Ebene durchgearbeitet („bewältigt“) werden muss, um die Zukunft gestalten zu können. Im anschließenden praktischen Teil sollen die Studierenden sich online verfügbare Oral History-Datenbanken anschauen, ein Interview auswählen und eine Passage aus diesem mit Hilfe der gelesenen Texte analysieren. Viele Studierende befürchten, es gehe ausschließlich um Interviews aus der Kriegszeit („Muss es der Zweite Weltkrieg sein?“). Doch werden nicht nur Interviews der Shoah Foundation besprochen, sondern auch solche, die in der British Library oder der niederländischen Oral History-Datenbank DANS liegen, die zu diversen sozialgeschichtlichen Themen Datensätze angelegt hat.⁶ Welches Interview die Studierenden analysieren, ist ihnen selbst überlassen. Die Auswahl muss allerdings begründet werden. Die Praxis zeigt, dass trotz anfänglicher Skepsis oder Abwehr oft Interviews ausgewählt werden, in denen über den Zweiten Weltkrieg berichtet wird.

Im vierten Teil des Kurses und der letzten Vorlesung steht das Genre Dokumentarfilm im Mittelpunkt. Gemeinsam wird die Dokumentation *Jeder Tag 4. Mai* (2014) angeschaut und besprochen. Mit diesem Film, wie auch mit ihrem 2015 erschienenen Buch *Die dritte Generation. Enkel des Holocaust* wurde Natascha van Weezel, die aus einer bekannten holländischen Journalistenfamilie stammt, zu der Stimme der jüdischen dritten Generation in den Niederlanden. Film (Van Weezel 2014)⁷ und Buch (Van Weezel 2015) behandeln ihre eigene Lebens- und Familiengeschichte. „Bin ich

5 Der Begriff Egodokument wurde Ende der 1950er Jahre erstmals vom niederländischen Historiker Jacques Presser verwendet und in den 1980er Jahren von Rudolf Dekker als *umbrella term* für Autobiographien, Briefe, Memoiren, Reiseberichte und Tagebücher aufgegriffen; heute auch „Selbstzeugnisse“ genannt. Winfried Schulze übernahm den Begriff in die deutsche Geschichtswissenschaft und erweiterte ihn um Äußerungen in amtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Schriftstücken (vgl. Schulze 1996, zu jüngeren Diskussionen Fulbrook/Rublack 2010 und Hämmerling/Zetti 2018).

6 Vgl. u.a. <http://vhaonline.usc.edu>; <https://sfi.usc.edu/vha>; <http://sounds.bl.uk/Sound-Maps/Jewish-Holocaust-survivors>; <https://dans.knaw.nl/nl>; <http://getuigenverhalen.nl/home> (30.4.2019).

7 Natascha van Weezel, *Elke dag 4 mei* (2014); <https://www.youtube.com/watch?v=a2BxfksjUBE> (30.4.2019).

normal oder verrückt, dass mich der Zweite Weltkrieg so beschäftigt?“, fragt sie sich selbst und dokumentiert im Film ihre Spurensuche – mittels Interviews mit Familienmitgliedern und Generationsgenossen*innen – nach einer Antwort. Die Studierenden haben für ihre Abschlussarbeit die Aufgabe, einen narrativen Aspekt des Dokumentarfilms (oder der integrierten Interviews) zu analysieren und einen Text darüber zu schreiben.

3. Das Lernziel: Quellenkritik, Analysevermögen, wissenschaftliches Schreiben

Das Ziel des Kurses ist es, den Studierenden Quellenkritik und narrative Analyse als Methode zu vermitteln. Um ein Bewusstsein für den spezifischen Charakter der Quellen zu bekommen, wird der Unterschied zwischen Egodokumenten und Oral History-Interviews diskutiert. Zudem wird gezeigt, wie Lebensgeschichte in einem Dokumentarfilm konstruiert wird. Zu allen drei Genres – Egodokument, Interview und Dokumentarfilm – schreiben die Studierenden einen kurzen Aufsatz. Egodokument und Oral History-Interview wählen die Studierenden aus den bestehenden Datenbanken aus. Dabei geht es darum, dass sie lernen, ihre Auswahl zu begründen, die schriftlichen oder mündlichen Quellen zu kontextualisieren und dann aus dem Korpus der gelesenen und besprochenen Literatur eine oder mehrere narrative Theorien auszuwählen, die geeignet sind, den jeweiligen Inhalt zu analysieren oder das Verhältnis Interviewer-Interviewte zu besprechen. Es geht darum, den Studierenden ein Bewusstsein für den spezifischen Charakter von Quellen zu vermitteln, für das Genre, aber auch für das „Framing“ dieser Quellen, um zu verstehen, wie Oral History-Kollektionen entstehen und dass ein solcher Entstehungskontext auch den Inhalt beeinflusst. An Oral History-Kollektionen zeigen sich schließlich auch Wissenskonjunkturen.

Während die beschriebenen Vorlesungen auf die Vermittlung und Vertiefung von Wissen zielen, sind die Tutorials und Praktika zur praktischen Anwendung gedacht. Die Vorbereitung mittels Literatur wie die Praktika verlangen von den Studierenden viel Eigenständigkeit. Das Kennenlernen von Interview-Datenbanken trägt dazu bei, alternative „Bottom-up“-Formen von Wissen nicht nur zu finden, sondern auch zu lernen, diese kritisch zu verwenden. Für die Abschlussarbeit ist eine kritische Reflexion der verwendeten Literatur sowie der Konzepte und Theorien, die für die Analyse genutzt werden, ein wichtiger Bestandteil. Hier müssen die Studierenden zeigen, dass sie Theorie, Methode und Praxis der Erzählforschung und der Oral History auf Masterniveau beherrschen.

4. Literatur und Methode: Narrative Analyse und Oral History

Die Literaturstudie gliedert sich in folgende Bereiche: Oral History und Trauma, Oral History und Gesundheit, Oral History und Generationen-Theorie. Grundlage des gesamten Kurses ist das Buch *De betekenis van levensverhalen* (Die Bedeutung von Lebensgeschichten) von Ernst Bohlmeijer, Lausanne Mies und Gerben Westerhof (2007). Es behandelt sowohl die theoretischen, methodischen und praktischen Aspekte der Erzählforschung als auch der Oral History. Die Beiträge werden aus Perspektive verschiedener Disziplinen geschrieben. So wird nochmals deutlich, dass narrative Forschung eine interdisziplinäre Wissenschaft ist, bei der sich verschiedene Perspektiven ergänzen. Damit haben die Studierenden die Möglichkeit, aus einer Vielzahl von Perspektiven jene Theorie auszuwählen, die für die Analyse ihrer ausgewählten Dokumente und

des von ihnen ausgewählten Interviews relevant erscheint. Theorien beispielsweise, die den Zusammenhang von Lebenserzählung und Gesundheit (*well-being*) behandeln, und der Frage nachgehen, wie das „Still-Stehen“ in einer Lebensgeschichte zur Gesundheit beitragen kann. Traumatische Erfahrungen, aber unter Umständen auch Krankheit können Lebensentwürfe zerstören und Menschen zwingen, ein neues Selbstbild zu entwerfen. Doch wie kommt man aus der Rolle eines Opfers in die eines Akteurs, aus einem Gefühl der Entfremdung und Sinnlosigkeit in einen Zustand von *well-being*? Wie kann es gelingen, nach Leiden, Krankheit oder Trauma ein neues positives Selbstbild zu entwickeln? Welche Rolle spielen dabei Narrative? Können lebensgeschichtliche Erzählungen unterstützend wirken, etwa indem wir unsere Lebenserzählung bearbeiten und anpassen oder neu interpretieren? Vieles weist darauf hin, dass Menschen mit einer kohärenten Lebensgeschichte mehr Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen haben und sich gesünder fühlen als Menschen mit einer fragmentierten Lebenserzählung (McAdams 1996). Das sind theoretische Positionen, die wir im Kurs besprechen.

Zum Thema Oral History und Trauma diskutieren wir verschiedene Artikel von Selma Leydesdorff (2007) sowie Auszüge aus ihrem Buch *De mensen en de worden* (Die Menschen und was sie sagen, 2004). In den Niederlanden ist Oral History eng mit dieser Autorin verbunden. Sie hat Oral History in den Niederlanden initiiert, etabliert und durch den Lehrstuhl für „Oral History and Culture“ an der Universität Amsterdam institutionalisiert. Sie schrieb Bücher über die Flutkatastrophe in Zeeland 1953, über den Genozid in Srebrenica/Bosnien 1993, über 9/11 und über das Vernichtungslager Sobibor. Allen Büchern liegen lebensgeschichtliche Interviews mit Personen zu Grunde, die schwierigste Erfahrungen machen mussten. In *De mensen en de worden* beschreibt sie die Entwicklung der Oral History als Disziplin in den Niederlanden, eingebettet in die internationalen Entwicklungen. Zudem werden in ihren Publikationen nicht nur die verschiedenen inhaltlichen und theoretischen Herausforderungen der Oral History deutlich, sondern auch, wie sich die Methode verändert hat – von einer, die „alternative Fakten“ ermitteln wollte, zu einer, die Aufschluss darüber gibt, wie sich individuelles und kollektives Gedächtnis im Laufe der Zeit gestalten und gegenseitig beeinflussen. „Bei Oral History geht es nicht nur um andere und neue ‚Wahrheiten‘, sondern es wird auch untersucht, wie sich unsere Sicht auf die Vergangenheit durch die Geschichten verändert. Die mündliche Geschichte zeigt, wie eine Gesellschaft mit Mythen, Geschichten und Ideologien umgeht, und diese Art des Umgangs mit der Vergangenheit ist in Interviews, in den Bildern, die der Erzähler-Befragte skizziert, und in der Struktur ihrer Geschichten wieder nachvollziehbar.“ (Leydesdorff 2004: 11; übers. N.I.) So ist beispielsweise die Unterscheidung zwischen „historical truth“ und „narrative truth“ entscheidend, um zu verstehen, warum „falsche Erinnerungen“ auch einen Kern an Wahrheit besitzen. Ein Beispiel: Wenn eine Zeitzeugin sich erinnert, dass bei dem Aufstand im Konzentrationslager Auschwitz mehrere Schornsteine der Krematorien zerstört worden sind, während es in Wirklichkeit nur einer war. Aus der Perspektive einer Historikerin könnte man ein solches Interview disqualifizieren, während jedoch gerade in der Übertreibung die Unmöglichkeit von Widerstand beschrieben wird (Leydesdorff 2004: 105). In diesem Kontext wird das Diktum Alessandro Portellis besprochen: „Was historisch falsch ist, kann im psychologischen Sinne doch wahr sein.“

Darüber hinaus lesen wir Artikel von internationalen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen,⁸ und von zentralen Personen auf dem Gebiet der Erzählforschung, wie beispielsweise Molly Andrews, die die wichtige Frage danach stellt, was sich „beyond narrative“ befindet. Schließlich widersetzen sich traumatische Erinnerungen oft herkömmlichen narrativen Formen. Auch wenn Andrews nicht mehr davon ausgeht, dass „telling leads to healing“, sieht sie doch „the very act of speech“ als den Beginn eines Prozesses von „reconnecting“ und sieht darin ein „potential gift of narrative“: „the knowledge that we are not alone“ (Andrews 2010: 147, 164). Eine zu diskutierende Position.

Ausführlich behandelt wird nicht zuletzt die Frage nach der Rolle der Interviewerin bzw. des Interviewers. Welche Form der Interaktion ist sichtbar? Warum wollen Menschen erzählen? Tun sie es für sich oder für andere? Welche Rolle spielt Empathie seitens des Interviewenden (Yow 1997)? Was wird durch die jeweiligen Interviewtechniken befördert? Legen sie den Erzählenden auf eine bestimmte Identitätsposition fest, oder geben sie Raum für andere und alternative Erzählungen? Hier kommt die Idee des „polyphonen Selbst“ ins Spiel, ein Konzept von Hubert Hermanns (2004), das in der Lehre an unserer Universität eine große Rolle spielt. Er vertritt die Auffassung, dass jede Stimme polyphon ist, also aus verschiedenen Stimmen besteht, die auch miteinander in Streit geraten können („the dialogical self“): also das Streitgespräch, dass viele Menschen mit sich selbst über die Frage führen, wer sie sind oder wer sie sein wollen. Im Gespräch sollten daher auch jene Stimmen gehört werden, die nicht dominant sind. Die Aufgabe besteht also darin, in einem Gespräch einen Raum entstehen zu lassen, der auch widerstreitende Stimmen zulässt. So werden nicht nur Positionen, sondern auch Positionierungsprozesse (und damit deren Funktionen) sichtbar. Einer Universität wie der unseren ist es wichtig, dem Individuum gerecht zu werden und die essentialisierenden kulturellen, ethnischen, nationalen oder religiösen Gruppenzuordnungen, die in der Politik und den Medien leichtfertig als „Identität“ bezeichnet werden, zu hinterfragen.

Um besser zu erkennen und zu verstehen, was in einem Oral History-Interview geschieht, das heißt wie die Lebensgeschichte mit Hilfe des Interviewers konstruiert wird, kann eine Analyse mittels narrativer (Erzähl-) Theorien eine große Hilfe sein. Was aber ist eine narrative Analyse? Was macht sie sichtbar? Die Narration wird als das zentrale strukturierende Schema verstanden, durch das Personen ihre Identität und ihr Verhältnis zur Umwelt definieren und mit Sinn und Bedeutung füllen. Das Narrativ ist daher eine sinnstiftende Erzählung, die beeinflusst, wie man sich selbst und die Umwelt wahrnimmt. Jedes Narrativ transportiert Werte, Gefühle und Bedeutungen und ist damit kulturell sowie zeitlich bedingt. In einem historischen Überblick über die diversen *narrative turns* in den Geistes- und Sozialwissenschaften lernen die Studierenden, den narrativen Charakter von Texten und Interviews aus verschiedenen Disziplinen zu betrachten (Hyvärinen 2010).

Während sich in den 1960er Jahren vor allem Linguisten für die Form von Erzählungen, für die Struktur, Syntax und Sequenz, für Ereignis- und Wendepunkte interes-

8 Jerome Bruner, Dan McAdams, Paul Thompson, Molly Andrews, Alistair Thomson, Marianne Horsdale, Matti Hyvärinen, Mary Larson, Mark Klemper, Brian Shiff. Vgl. den Überblick bei Andrews/Squire/Tamboukou 2013.

sierten, konzentriert sich die narrative Psychologie seit den 1970er Jahren auf die Bedeutung, die Erzählungen für die Konstruktion des Selbst und der eigenen Identität haben. Hier wurde deutlich: Welche Erzählungen verwendet werden, ist sowohl kulturell also auch sozial davon bestimmt, welche kulturellen Modelle und Normen, welche Begriffe und Plots einer Person zur Verfügung stehen. In diesem Zusammenhang ist der Klassiker *Life as narrative* (1987) von Jerome Bruner zu nennen, der die einst radikale Idee formulierte, dass ein autobiographisches Narrativ nicht eine bereits vorhandene Identität enthüllt, sondern sie erst kreiert; dass wir unser Leben nicht nur erzählen, sondern dass wir auch von unseren Narrativen gelebt werden: „In the end, we become the autobiographical narratives by which we ‚tell about‘ our lives“ (Bruner 2004: 694).⁹ Oder wie Dan McAdams, der den Begriff der „narrativen Identität“ geprägt hat, es noch zugespitzter formulierte: „we are lived by our narratives“ (McAdams 1988). Beide betonen den Zusammenhang zwischen Identität und Narration, wonach die autobiographische Erzählung abhängig ist von der jeweiligen Fähigkeit, diese erzählen zu können.¹⁰ Pointiert heißt das: Ob Emanzipation, Erfolg oder Niederlage – erfahren wird nur das, was auch erzählt werden kann. Als Lebensgeschichten galten jene Geschichten, die einer Person das Gefühl von Einheit, Sinn und Zweck geben. Nachdem die sinnstiftenden „großen Erzählungen“ (wie Religion, Nation, Sozialismus etc.) in den letzten Jahrzehnten ihre Kraft verloren hatten, waren es die kleinen, individualisierten Erzählungen (Frau-Sein, Migrant-Sein etc.), die Sinn stifteten (Lyotard 1979/2015). Sinnstiftung hat das Individuum nun selbst zu leisten.

Eine narrative Wende gab es auch in der Geschichtswissenschaft. In den 1970er Jahren stellte Hayden White die damals häretische Frage, wie historische Erzählungen gestaltet werden, und thematisierte damit den Erzählcharakter der Quellen ebenso wie der Historiographie. Damit nahm er der Geschichtswissenschaft die Aura der Objektivität. Denn wenn auch Geschichtsschreibung eine narrative Form hat, was ist dann der Unterschied zu einer literarischen Erzählung? Damit kam die Position des Wissenschaftlers ins Spiel. Für meine Lehrveranstaltung sind in diesem Zusammenhang vor allem Fragen im Hinblick auf Selbstreflexion und Intersubjektivität relevant. Denn nicht nur die Interviewten haben ihre Erzählung, sondern auch wir Wissenschaftler, die wir auf Basis solcher Interviews publizieren. Wie verhält sich unsere Erzählung zu der von denjenigen, die wir beschreiben? Eine solche breitere Perspektive – die auch uns als Wissenschaftler einbezieht – hatten auch Soziologen wie Daniel Bertaux eingefordert: „We should tell stories; not only the life stories of various people but also the story of such and such a pattern of social relations, the story of a culture, of an institution, of a social group; and also, our own story as research workers.“ (Bertaux 1981: 43)

Ausgerüstet mit diesem theoretischen Wissen sind die Studierenden aufgefordert, Archive und Oral History-Datenbanken zu besuchen, um ein Egodokument und ein Oral History-Interview auszusuchen und die dort präsentierte Lebensgeschichte unter einer narrativen Perspektive zu analysieren. Klassische Fragen, die es dann als erstes

9 Siehe http://ewasteschools.pbworks.com/f/Bruner_J_LifeAsNarrative.pdf (30.4.2019).

10 Nach Jerome Bruner ist die „Erzählung vor allem ein kognitiver Vorgang, der dem Verstehen dient, indem er Ereignisse und Geschehnisse in ‚Bedeutungsrahmen‘ platziert“. Solche bedeutungstiftende Handlungen nannte er „acts of meaning“ (Bruner 1998: 52).

zu beantworten gilt, sind: Was unterscheidet ein Oral History-Archiv von einer anderen Interview-Datenbank?

Ein Beispiel: die Interview-Datenbank „Ongekend Bijzonder“ (Unknown Singular, übers. N.I.) ist eine Sammlung von Interviews, geführt von Flüchtlingen mit Flüchtlingen.¹¹ Nachdem die Studierende eine Lebensgeschichte aus dieser Sammlung analysiert und präsentiert hatten, fiel in der Diskussion auf, dass sich die Lebenserzählungen trotz unterschiedlichster Biographien und Fluchtschicksale äußerst ähnlich waren. So erfuhr man wenig über Herkunft, Fluchtgrund oder Flucht, sondern vielmehr war das Integrationsnarrativ dominant, nämlich wie sich die Erzählenden in die Nachbarschaft, in eine Stadt, einen Beruf integriert haben und was sie zur kulturellen Vielfalt der Niederlande beitragen. Das Bemühen, sich anzupassen und der Gesellschaft etwas zurückzugeben, erwies sich als zentrales narratives Muster. Bedeutet das, dass sich die Flüchtlinge auf Gegenwart und Zukunft konzentrieren? Oder wirkt der öffentliche Diskurs über die Flüchtlinge bis in ihre Lebensbeschreibung hinein? Auf den ersten Blick scheint die Interview-Sammlung denen, die keine (oder nur eine leise) Stimme haben, eine Stimme zu geben. Doch: Hören wir *ihre* Stimme oder vielmehr die Stimme der Mainstream-Politik? Die Analyse machte deutlich, wie die politisch rechts-konservative Rhetorik in der Öffentlichkeit nicht nur die Interviews beeinflusste, sondern damit gerade auch das „unknown singular“ der Interviewten untergräbt.

5. Lehrerfahrungen: Über die Generationenperspektive Geschichte nahebringen

Im Kurs beschäftigen wir uns auch mit den Begriffen Trauma und Generation. Der Begriff Trauma ist inzwischen allgegenwärtig, jedoch bleibt oft unklar, was damit gemeint ist. Eine ähnliche Unschärfe gibt es in der Generationen-debatte, wenn es beispielsweise um die Frage der intergenerationellen Weitergabe von Trauma geht.

Die Geschichte des Begriffs Trauma (Posttraumatische Belastungsstörung, PTBS) zeigt, dass es der Begriff in den 1970er Jahren ermöglicht hat, traumatischen Erfahrungen einen Namen zu geben. So wurde eine medizinische Behandlung möglich und eine öffentliche Diskussion initiiert. Gleichzeitig wissen wir heute auch, dass nicht alles Leid mit dem Begriff Trauma erfasst werden kann. Die Diskussion an unserer Universität über *moral injury* versucht hier, neue Diskussionsräume zu öffnen. Was macht es für einen Unterschied, ob wir eine Erfahrung mit Blick auf PTBS oder *moral injury* besprechen? Was macht der jeweilige Begriff sichtbar oder unsichtbar?

Eine ähnliche Frage stellt sich bei dem Konzept „Postmemory“ von Marianne Hirsch. Damit bezeichnet sie das Verhältnis zwischen Nachfolgeneration und Überlebendengeneration: „Postmemory describes the relationship of the second generation to powerful, often traumatic, experiences that preceded their births but that were nevertheless transmitted to them so deeply as to seem to constitute memories in their own right“ (Hirsch 2008: 103). Es ist ein intergenerationeller Akt des Transfers, bei dem durch Identifikation, Imagination und Projektion „living connections“ zwischen den Generationen hergestellt werden. Doch die Frage ist: Beschreibt dieses Konzept eine Verbindung zwischen den Generationen oder stellt es jene Verbindung erst her? Inwiefern birgt der Begriff „Postmemory“ die Gefahr, dass er mehr dem Wunsch der Kin-

11 Vgl. <https://ongekendbijzonder.nl/>.

dergeneration entspricht, sich mit der Vergangenheit ihrer Survivor-Eltern zu verbinden, während häufig doch eher radikale Diskontinuität die Verhältnisse kennzeichnet? Inwieweit ist dieser Begriff also nützlich, um das Verhältnis zwischen Überlebenden und ihren Kindern besser zu verstehen (Alphen 2006)?¹²

Wichtig ist, hier von einem dynamischen Generationenkonzept auszugehen (Lenz 2011). Generation ist sowohl vertikal als auch horizontal, diachron und synchron zu verorten: die Genealogie, die das Familiengedächtnis und transgenerationale Weitergabeprozesse zwischen den Generationen anspricht (psychologischer Ansatz im Sinne von Sigmund Freud), und das Selbstreferentielle, die Selbstkonstitution einer Generationsidentität durch eine Erfahrungsgemeinschaft (soziologischer Ansatz im Sinne von Karl Mannheim). Während der eine Ansatz durch Kontinuität und Tradition definiert wird, kennzeichnet den anderen den Bruch und die Abgrenzung. Eine Unterscheidung zwischen beiden Positionen hilft, die Wechselwirkungen zwischen beiden besser zu sehen (Lenz 2011: 326). Für die Lehre ist es wesentlich zu zeigen, dass Generationenerfahrung eine ständige Interaktion zwischen beiden Ebenen ist. Das ist wichtig, um der dominanten psychologischen Lesart des Generationenbegriffs entgegenzuwirken (Jureit/Wildt 2005), eine Lesart, die Studierende auch beklemmend („scary“) finden, weil es den Nachkommen wenig Spielraum lässt für eigenes Erleben und Fühlen und sie mit Konflikten belastet, die primär nicht ihre eigenen sind. Es gilt, deutlich zu machen, dass sich als „Generation“ zu bezeichnen, auch eine Wahl, mitunter auch eine politische Entscheidung, ist, dann nämlich, wenn ein bestimmter öffentlicher Diskurs den Generationsdiskurs aktiviert (Welzer 2010: 15). Eine Generationenperspektive zu bemühen, bedeutet also mehr als nur eine Suche nach Antworten in der familiären Historie, es ist auch eine Antwort auf den derzeitigen kulturalisierten Diskurs um Identität (Immler 2016: 138), der im Kurs kritisch beleuchtet wird.

Doch obwohl wir Generation und auch Trauma vorrangig als eine Zuschreibungskategorie untersuchen, wird von den Studierenden oft in einer essentialistischen Weise von Traumatisierung gesprochen. Das führte zum Beispiel zu der Intervention einer Studentin in der Abschlussdiskussion, die deutlich machte, dass historische Ereignisse wie der Zweite Weltkrieg im Jahr 2019 zwar weit weg scheinen (oft wird gefragt „Was hat das mit uns zu tun?“), jedoch über die Familiengeschichte sehr nahekommen.

Im letzten Kursteil besprechen wir den Dokumentarfilm *Jeder Tag 4. Mai* von Natascha van Weezel. Der 4. Mai ist in den Niederlanden der offizielle Gedenktag an die Toten des Zweiten Weltkriegs (und anderer Kriege und Friedensmissionen). Um 8 Uhr abends wird im ganzen Land für zwei Minuten geschwiegen. Doch: Wen meint der Filmtitel *Jeder Tag 4. Mai*? Für wen ist jeden Tag der 4. Mai? Für die Survivor-Großmutter, der der Film gewidmet ist; für die Mutter, die die Tochter ängstlich und überbehütet großgezogen hat? Oder meint der Titel die Autorin Natascha selbst? Ist sie jeden Tag mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt? Mit welchem Recht spricht sie von sich als Angehörige der dritten Generation? Ist dies nicht eine Aneignung von fremden Leiden? Alle diese Fragen tauchen in den meist emotional geführten Diskussionen auf, schließlich ist Natascha im selben Alter wie die Studierenden, und viele können sich nicht in ihre Position hineinversetzen. Das Unverständnis und die kritische Haltung

12 Wie wir stets fragen müssen, welchen Nutzen die Konzepte haben, um etwas sichtbar zu machen. Wer kreiert das Konzept, und was verfolgt der jeweilige Autor oder Autorin persönlich damit? (Kantsteiner 2012).

verletzte und verstörte eine Studentin, die sich traute, vor den Mitstudierenden zu sagen, dass sie selbst jüdisch ist und sich durch manche der Fragen und Kommentare persönlich angegriffen fühlt. Denn die Frage, ob es legitim sei, sich als Angehörige der dritten Generation zu fühlen, die Natascha van Weezel in ihrem Dokumentarfilm beschreibt, treibt auch sie um. Später schrieb sie: „Weil ich sagte, dass ich mich persönlich angegriffen fühlte, gab es wieder Platz in der Diskussion. Bevor ich es erwähnte, fühlte ich Widerstand gegenüber dem, was gesagt wurde, und deshalb konnte ich die Reaktion der Mitstudierenden nicht reflektieren. Durch die Benennung meiner Gefühle konnte ich präsent bleiben, anstatt mich von meinen Gefühlen und denen im Raum mitreißen zu lassen.“ In der Diskussion in der Klasse bezog sie sich auf das, was sie über Generationenforschung gelernt hatte: „Die positive Entdeckung war, dass ich eine Diskussion führen und meiner eigenen Meinung folgen kann, auch wenn die Mehrheit eine andere Meinung hat.“¹³ Buch und Dokumentation hätten, so schreibt sie, ihrem Selbstwertgefühl gut getan und zu einem größeren Verständnis für das Verhalten von Angehörigen der zweiten und dritten Generation geführt. Dies habe ihr letztendlich zu mehr innerem Frieden verholfen. Das Beispiel dieser Studentin zeigt, dass – zurückkommend auf narrative Theorie – theoretisches Rüstzeug zum Konstruktionscharakter identifikatorischer Zuschreibungen hilfreich sein kann, um sich selbst und Gefühle zu verorten, was gleichzeitig auch die Voraussetzung schafft, um dieses Thema handhabbarer zu machen (Lindeman 2004).

Für eine Studierendengruppe sind dies herausfordernde Diskussionen. Eine Kommunikation ist daher wichtig, in der alle Studierenden sich gesehen, gehört und anerkannt fühlen. Denn schließlich geht es ja auch um die je eigene Biographie, um die eigene Familiengeschichte und ihre Probleme und manchmal auch um die Frage, was darf miteinander verglichen werden und was nicht. In derartigen Diskussionen stellt sich oft heraus, dass Studierende einen kolonialen Familienhintergrund in Indonesien, Surinam oder den Niederländischen Antillen haben. Auch dann wird deutlich: Die koloniale Vergangenheit ist nur solange ein historischer Sachverhalt, bis die Frage nach der eigenen Familiengeschichte gestellt wird. Viele wissen häufig nur wenig, etwa, dass ein Großvater am Dekolonisationskrieg beteiligt war oder ein Elternteil in Indonesien geboren wurde. Gleichzeitig haben sie oft das Gefühl, dass es eine verschwiegene Geschichte ist. Durch eine Generationenperspektive oder entsprechende Oral History-Datenbanken gelingt es im Kurs gleichwohl, die Vergangenheit in die Gegenwart zu holen und damit den Studierenden Geschichte – und manchmal die eigene Familie – näher zu bringen.

6. Fazit: Welche Impulse geben Oral History-Datenbanken an die Lehre? Was lernt man vom Erzählen?

Oral History ist eine Methode, die herkömmliche Archive ergänzt. In der Lehre geht es mir darum zu zeigen: Stimmen, die nicht im Archiv sind, bleiben unsichtbar. Doch die Lebensgeschichten archiviert zu haben ist inzwischen nicht mehr genug. Menschen geht es häufig nicht nur darum, ihre Geschichte zu erzählen, sondern sie wollen auch sehen, dass die eigene Geschichte Teil der „offiziellen“ Geschichte wird.

¹³ Praktikumsbericht, anonymisiert, Universität für Humanistik, Utrecht, Feb. 2019.

Dies ist etwa ein zentraler Aspekt in der jüngsten Debatte um die holländische Kolonialgeschichte. So wird derzeit eine Interviewsammlung angelegt über die Erfahrungen des Dekolonisationskrieges zwischen 1945 und 1949 im vormaligen Niederländisch-Indien („the Dutch East Indies“) bzw. Indonesien.¹⁴ Doch: Sind die Interviews einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich? Werden die Daten für Publikationen ausgewertet? Und hier nicht zuletzt: Welche Narrative werden darin zirkuliert? Wie der Kurs zeigen will, können Narrative die Möglichkeiten von Individuen, sich in einer Gesellschaft zu verorten, erweitern oder verengen. Narrative tragen Potentiale und Risiken, können unterdrückend oder ermächtigend oder auch beides sein (Meretoja 2018). In der Lehre kann dies theoretisch und praktisch thematisiert werden. Hier liegen Chancen, die gerade mit Blick auf eine sich pluralisierende Gesellschaft sicher ausbaufähig sind.

Es zeigt sich auch, dass in der wissenschaftlichen Literatur viel über narrative Analyse geschrieben wird, aber wenig, wie eine narrative Analyse konkret gemacht wird. Hier ist es wichtig, Literatur anzugeben, die verdeutlicht, wie man vom Interview zur eigenen „story“ kommt (Riessmann Kohler 2001, Horsdale 2016). Denn erst eine solche Detailanalyse macht die Schwierigkeiten einer validen Interpretation offensichtlich. Am besten lernen Studierende durch Beispiele, auch oder gerade weil „narrative analysis is grounded in close study of the particular“ (Riessmann Kohler 2008: 18). Deshalb nutze ich für Beispiele im Kurs oft meine eigenen Interviews und deren Analyse im Vergleich, da ich diese am besten kenne (Immler 2012, 2016).

Abschließend ist nochmals auf die Frage zurückzukommen, was die Studierenden im Kurs lernen. Der Kurs bringt Oral History und narrative Theorie in einen Dialog und erschließt damit den Studierenden die narrative Dimension des menschlichen Daseins. Zugleich schärft dies die Aufmerksamkeit für die Frage, wer zu wem wie und warum spricht. Eine solche Form der Quellenkritik ist im digitalen Zeitalter wichtiger als je zuvor (Kovács 2018),¹⁵ damit Studierende den zahllosen Interview-Datenbanken oder „stories online“ nicht hilflos ausgeliefert sind.¹⁶

Was bringt der Kurs den Studierenden ganz praktisch für ihre spätere Berufstätigkeit? Viele unserer Absolventinnen und Absolventen arbeiten, wie eingangs beschrieben, in öffentlichen Einrichtungen. Die Kunst, zuhören zu können und Lebensgeschichten ernst zu nehmen, hilft innerhalb solcher institutioneller Systeme, weiterhin das Individuum zu sehen. Zu wissen, dass eine Lebensgeschichte konstruiert und rekonstruiert ist, dass ein gesellschaftliches Selbstverständnis persönliche Erzählungen formt, schärft den Sinn für das Gesagte und das Ungesagt wie für die eigene Position im Verhältnis zum Gegenüber und somit für den eigenen Einfluss auf den Prozess der Bedeutungsproduktion. Hier neues Wissen zu sammeln, wo bisher noch wenig nachgefragt

14 Vgl. <https://www.ind45-50.org/en>.

15 Kovács (2018) gibt einen Überblick über die diversen Oral History-Archive, in denen hunderttausende Interviews von Überlebenden der Shoah bewahrt sind. Sie zeigt, wie der digitale Zugang zu diesen Archiven neue Formen komparativer und transnationaler Forschung ermöglicht, aber auch Gefahren birgt hinsichtlich eines „ethischen“ Zugangs. So werden Lebensgeschichten durch Suchmaschinen oft fragmentiert und auf die Illustration eines historischen Ereignisses oder einer traumatischen Erfahrung reduziert.

16 Eine Open-Source-Lernplattform ist beispielsweise die Website „Ranke.2 - Source Criticism im digitalen Zeitalter“, <https://ranke2.uni.lu/define-dsc/> (30.4.2019).

wurde, und jenes in eine veränderte Praxis zu übersetzen, ist die Aufgabe der zukünftigen Generation: „listening is not enough“. Schließlich ist das Kriterium einer „hörenden Gesellschaft“ – um auf Hartmut Rosas Definition des Gemeinwohls zurückzukommen – das der Resonanz (Rosa 2016).¹⁷

LITERATUR

- Andrews, Molly (2010): Beyond Narrative: The shape of traumatic testimony, in: Matti Hyvärinen et al (Hg.): Beyond Narrative Coherence, Amsterdam, 147-166.
<https://doi.org/10.1075/sin.11.09and>
- Andrews, Molly, Corinne Squire und Maria Tamboukou (2013): Doing Narrative Research, Thousand Oaks CA. <https://doi.org/10.4135/9781526402271>
- Baggerman, Arianne und Rudolf Dekker (2004): 'De gevaarlijkste aller bronnen'. Egodocumenten: nieuwe wegen en perspectieven, Tijdschrift voor sociale en economische geschiedenis 1(4), 3-22. („Die gefährlichste aller Quellen“. Ego-Dokumente: neue Wege und Perspektiven, Journal for Social and Economic History; übers. N.I.)
<https://doi.org/10.18352/tseg.851>
- Bertaux, Daniel (1981): Biography and Society: The Life History Approach in the Social Sciences, Sage.
- Bohlmeijer, Ernst, Lausanne Mies und Gerben Westerhof (Hg.) (2007): De betekenis van levensverhalen. Theoretische beschouwingen en toepassingen in onderzoek en praktijk, Houten. (Die Bedeutung von Lebensgeschichten. Theoretische Überlegungen und Anwendungen in Forschung und Praxis; übers. N.I.)
- Bruner, Jerome S. (1998): Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen, in: Jürgen Straub: Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt, 46-80.
- Bruner, Jerome S. (2004; orig. 1987) Life as Narrative, Social Research 71(3), 691-710.
- Fulbrook, Mary und Ulinka Rublack (2010): In Relation. The „Social Self“ and Ego-Documents, in: German History 28, 263-272. <https://doi.org/10.1093/gerhis/ghq065>
- Hämmerling, Christine und Daniela Zetti (Hg.) (2018): Das dokumentierte Ich. Wissen in Verhandlung, Zürich.
- Hermans, Hubert J. M. (2004): Introduction: The Dialogical Self in a Global and Digital Age, Identity: An International Journal of Theory and Research 4(4), 297-320.
https://doi.org/10.1207/s1532706xid0404_1
- Hirsch, Marianne (2008): The generation of post-memory, Poetics Today 29(1), 103-128.
<https://doi.org/10.1215/03335372-2007-019>
- Horsdal, Marianne (2016): The Narrative Interview-Method, Theory and Ethics, Unfolding a Life, in: Ivor Goodson et al: The Routledge International Handbook on Narrative and Life Story. London/New York, 260-269.
- Hyvärinen, Matti (2010): Revisiting the Narrative Turns. Life Writing 7(1), 69-82.
<https://doi.org/10.1080/14484520903342957>
- Immler, Nicole (2012): 'Too little, too late'? Compensation and family memory: Negotiating Austria's Holocaust past, Memory Studies 5(3), 270-281.
<https://doi.org/10.1177/1750698012443468>
- Immler, Nicole (2016): Gefühles (Un-)Recht im Familiengedächtnis. Zum Aspekt der „Generation“ in der Entschädigungspolitik, in: Phillip Mettauer und Martha Keil (Hg.): Generationen. Nationalsozialismus und Shoah im Familiengedächtnis, Innsbruck/Wien/Bozen, 101-138.
- Immler, Nicole (2017): Thematische collectie: Narrated injustice. DANS.
<https://doi.org/10.17026/dans-ze8-yg84>

17 S.a. Anm. 1.

- Jureit, Ulrike und Michael Wildt (2005): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg.
- Kantsteiner, Wulf (2012): Moral pitfalls of memory studies: The concept of political generations, *Memory Studies* 5(2), 111-113. <https://doi.org/10.1177/1750698012437815>
- Kohler Riessman, Catherine (2001): Analysis of Personal Narratives, in: Jan F. Gubrium und James A. Holstein (Hg.): *Handbook of Interviewing*, Thousand Oaks CA.
- Kohler Riessman, Catherine (2008): *Narrative Methods for the Human Sciences*, London.
- Kovács, Éva (2018): Testimonies in the Digital Age – New Challenges in Research, *Academia and Archives*, in: Werner Dreier, Angelika Laumer und Moritz Wein (Hg.): *Interactions: Explorations of good practice in educational work with video testimonies of victims of National Socialism*, Berlin, 76-89.
- Lenz, Claudia (2011): Genealogy and Archaeology: Analyzing Generational Positioning in Historical Narratives, *Journal of Comparative Family Studies* 42(3), 319-327. <https://doi.org/10.3138/jcfs.42.3.319>
- Leydesdorff, Selma (2007): Stories from no land: the women of Srebrenica speak out. *Human Rights Review*, 8(3), 187-198. <https://doi.org/10.1007/s12142-007-0005-7>
- Leydesdorff, Selma (2004): *De mensen en de woorden*, Amsterdam.
- Lindeman, Hilde (2014): *Holding and Let Go: The Social Practice of Personal Identities*, Oxford. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199754922.001.0001>
- Lyotard, Jean Francois (2015, zuerst 1979): *Das postmoderne Wissen*, Wien.
- McAdams, Dan (1988): *The Stories We Live By: Personal Myths & the Making of the Self*, New York.
- McAdams, Dan P. (1996): Personality, Modernity, and the Storied Self: A Contemporary. Framework for Studying Persons, *Psychological Inquiry* 7 (4), 295-321. https://doi.org/10.1207/s15327965pli0704_1
- Meretoja, Hanna (2018): *The Ethics of Storytelling: Narrative Hermeneutics, History, and the Possible*, Oxford. <https://doi.org/10.1093/oso/9780190649364.003.0002>
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz, Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main.
- Schulze, Winfried (Hg.) (1996): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, Berlin.
- Van Alphen, Ernst (2006): Second-Generation Testimony, Transmission of Trauma, and Postmemory, *Poetics Today* 27(2), 473-488. <https://doi.org/10.1215/03335372-2005-015>
- Van Weezel, Natascha (2015): *De Derde Generatie. Kleinkinderen van de Holocaust*, Amsterdam.
- Welzer, Harald (2010): Re-narrations: How pasts change in conversational remembering, *Memory Studies* 3(1), 5-17. <https://doi.org/10.1177/1750698009348279>
- Yow, Valerie (1997): 'Do I like them too much?'. Effects of the Oral History Interview on the Interviewer and vice-versa, *Oral History Review* 24(1), 55-79. <https://doi.org/10.1093/ohr/24.1.55>

Zusammenfassung

Wachsende Oral History-Archive weltweit beherbergen abertausende von Interviews, zur Gewaltgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts ebenso wie zur Sozialgeschichte verlorener wie gegenwärtiger Lebenswelten. Das digitale Zeitalter macht viele dieser Interviews öffentlich zugänglich. Doch welche Herausforderungen ergeben sich daraus für Wissenschaft und Lehre? Um diese Frage geht es in diesem Aufsatz. An der Universität für Humanistik in Utrecht unterrichte ich das Fach „Narrative Research and Oral History: Theory, Method and Practice“. In meinem Seminar sprechen Zeitzeugen und Zeitzeuginnen durch ihre Egodokumente zu den Studierenden. Der Kurs bringt

Selbstzeugnisse, Oral History und narrative Theorie in einen Dialog und erschließt damit den Studierenden die narrative Dimension des menschlichen Daseins. Ich zeige, in welcher Weise narrative (Erzähl-)Theorien hilfreich sind, um Oral History-Interviews in ihrer Komplexität zu analysieren; um simplifizierte Identitätskonstruktionen oder Zuschreibungskategorien wie „Generation“ oder „Trauma“ kritisch zu reflektieren sowie Potentiale und Risiken in Narrativen zu verorten. Mit diesem Aufsatz möchte ich auch der Debatte über das „Re-Using“ von Oral History aus digitalisierten Datenbanken einen Impuls geben.